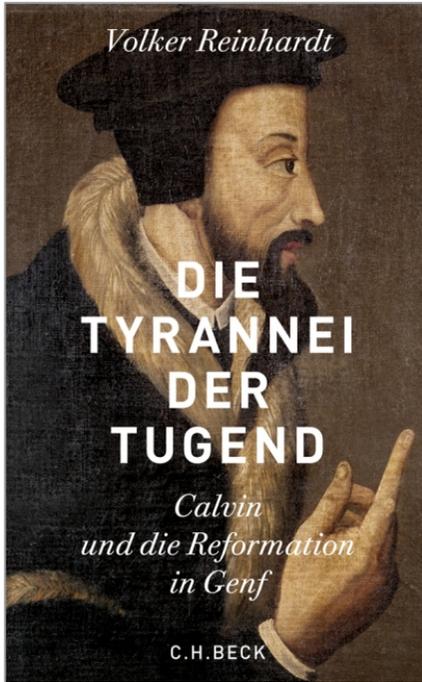


Unverkäufliche Leseprobe



Volker Reinhardt
Die Tyrannei der Tugend
Calvin und die Reformation in Genf

271 Seiten, In Leinen
ISBN: 978-3-406-57556-3

DER HEILIGSTE PLATZ AUF ERDEN?
(1555–1564)

Im Sturm

So ruhig sich die inneren Verhältnisse von jetzt an entwickelten, so prekär wurde die Stellung der Stadt in den Turbulenzen der großen Politik. Zum einen blieben die Verhandlungen mit Bern weiterhin ohne konkrete Resultate; einem Vertragsabschluss stand die Agitation der Verbannten entgegen, die an der Aare vielfältige Rückendeckung erfuhren. Damit fehlte Genf der Schutz, den es immer dringender benötigte. In Frankreich nämlich hatte König Heinrich II. die Verfolgung der Reformierten als Staatsfeinde stetig intensiviert. Für ihn war Genf das Ketzernest schlechthin; von hier, so seine Anschuldigungen, bezogen die reformierten Gemeinden Prediger, Bücher und Rat. Über kurz oder lang, so befürchtete man an der Rhone, musste der königliche Zorn ernste Folgen zeitigen.

In dieser unbequemen Lage setzte die Genfer Regierung auf die Vermittlung der Eidgenossenschaft. Auf deren Tagsatzung in Baden, wo die Gesandten der regierenden Orte zusammenkamen, trug die Genfer Delegation im April 1557 ihre Sorgen und Beschwerden vor. Die beste Lösung für alle Probleme wäre es, wenn die Berner die alte combourgeoisie ohne Wenn und Aber erneuern würden. Anderenfalls müsse in Anbetracht der vielfältigen Bedrohungen, denen man jetzt, vom alten Bundesgenossen im Stich gelassen, ausgesetzt sei, Ersatz geschaffen werden, am besten durch ein Bündnis mit der Eidgenossenschaft als ganzer. Komme ein solches nicht in Frage, dann müsse anderweitig Schutz für die gefährdete Stadt an der Rhone gewährleistet werden. Diese geschickt gewählten Worte blieben nicht ohne Wirkung. Die übrigen eidgenös-

sischen Orte übten Druck auf Bern aus, das Bollwerk im Westen nicht zu vernachlässigen.

So gestützt trat die Genfer Seite bei den nachfolgenden Unterredungen in Bern ungewöhnlich forsch auf. Sie verlangte kurzerhand, dass die neue *combourgeoisie* Rechte und Pflichten beider Städte streng egalitär zu formulieren habe. Die Hilfsklausel im Ernstfall zum Beispiel müsse jetzt für beide Seiten gleichermaßen gelten; und die Rhonestadt habe als autonome Republik selbstverständlich das Recht, mit den eidgenössischen Bünden ohne Berner Vermittlung in Beziehung zu treten. Die Berner, die glaubten, aus einer Position der Stärke heraus ihre Interessen diktieren zu können, trauten ihren Ohren nicht. Selbstbewusstsein durch Sendungsbewusstsein – das zeigte sich jetzt auch auf dem Gebiet der Diplomatie. Doch diese Gleichheit der Konditionen zu bieten, waren die Berner nicht bereit. So kam es schon im Juli 1557 zu einem erneuten Auftritt der Genfer Gesandten auf der Tagsatzung, wo sich beide Seiten des Vertragsbruchs bezichtigten. Gerade bei den kleineren Orten aber fand das Genfer Streben nach einem gleichberechtigten Bündnis eine positive Resonanz.

Wurden dadurch Hoffnungen geweckt, so versetzte kurz darauf ein in Bern verkündetes Gerichtsurteil die Rhonestadt in Angst und Schrecken. Darin nämlich wurde den Schadensersatzansprüchen der Verbannten voll und ganz stattgegeben; nicht weniger als 200 000 Dukaten sollte Genf ihnen zurückerstatten. Würden diese Forderungen durchgesetzt, wäre die Republik auf Jahrzehnte ruiniert. Mit Protesten gegen die Zuständigkeit des Gerichts und das Urteil aber war es nicht getan. Die Exilierten zogen Bewaffnete zusammen, um sich zu ihrem Recht zu verhelfen. In dieser Bedrängnis predigte Calvin vor den Zweihundert. Er forderte sie auf, ihre Sünden zu bekennen, durch die sie den Zorn Gottes erregt hätten, sich sodann dessen Willen zu unterwerfen und auf den höchsten Ratschluss zu vertrauen – der Herr werde es wohl richten. Die Zeiten, in denen solche Auftritte Abmahnungen der Behörden zur Folge hatten, waren längst vorbei. Und am Ende ging auch diese Gefahr vorüber. Bern nahm davon Abstand, die Ausgebürgerten zu unterstützen. Stattdessen wurden die Verhandlungen zwischen beiden Städten wieder aufgenommen.

Und zwar gerade noch rechtzeitig. Am 15. August 1557 nämlich verkündete Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, dass er bei Saint-Quentin den König von Frankreich in offener Feldschlacht besiegt habe und jetzt daran gehen werde, die zwischenzeitlich verlorenen Gebiete seines Hauses wieder unter seine Herrschaft zu bringen; wer diese Unterwerfung freiwillig vollziehe, dürfe damit rechnen, mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Damit waren nicht zuletzt die Genfer gemeint, die ihre städtische Unabhängigkeit somit in höchster Gefahr sahen. Doch auch die Berner mussten sich unmittelbar bedroht fühlen, hatten sie doch der Dynastie Savoyen gut zwei Jahrzehnte zuvor die Waadt und weitere Gebiete entrissen. Als sich eine Armee des Herzogs in Richtung Freigrafschaft Burgund in Bewegung setzte, befürchtete Genf das Schlimmste und zeigte sich zugleich zur Verteidigung entschlossen. Und wiederum wurde die Stadt verschont. Gott war ihr Schirm und ihr Schild. Und in seinem Namen standen alle, ob Reich oder Arm, unterschiedslos bereit, für die wahre Religion zu leben oder zu sterben. Genf hatte allein Gott die Ehre gegeben und auf seinen Schutz vertraut – in Ermangelung der Berner, die abseits standen. So zumindest sahen es die Pastoren.

Genf war der Hort der Wahrheit inmitten einer Welt von Feinden. Genfer Prediger – Nicolas des Gallars, Jean Macard, François Morel – hatten in Paris die reformierte Lehre verkündet, deren Anhänger jetzt immer strenger verfolgt wurden. Doch das hielt die Stadt an der Rhone nicht davon ab, immer mehr Missionare nach Frankreich zu entsenden. Die Nachfrage nach erprobten Glaubenslehrern stieg ständig, Genf konnte kaum Schritt mit ihr halten. 88 solcher Sendboten sind zwischen 1555 und 1562 namentlich bekannt. Von denen, für die sich genauere Angaben machen lassen, war ein Drittel adeligen Standes; die Mehrheit der übrigen Pastoren stammte aus dem wohlhabenden Bürgertum der Städte, nur vier kamen aus handwerklichem Milieu. Und mit Ausnahme von zweien waren sie alle in dem Land geboren, in das sie jetzt unter tausend Gefahren, auf geheimen Schleichwegen und in abenteuerlichen Verkleidungen zurückkehrten.

Genf war eine Prägestätte besonderer Art geworden: Anhänger der neuen Lehre strömten von Westen her in die Rhonestadt, erhielten hier

Herzog Emanuel Philibert von Savoyen (1528–1580) als erfolgreicher Feldherr in der Rüstung. Durch enge Anlehnung an den spanischen König, dem er als Gouverneur der Niederlande diente, gewann der Herzog die vom Vater verlorenen Staaten zurück und baute Turin zu deren Hauptstadt aus. Die Genfer Unabhängigkeit wurde erst unter seinem Sohn Karl Emanuel akut bedroht. Niederländischer Stich.



unter der Anleitung Calvins ihre Ausbildung, wurden einem strengen Prüfungsverfahren unterworfen und, wenn sie bestanden, in die französische Diaspora zurückgesandt. Das Gütesiegel des Genfer Schlussexamens und der persönlichen Auslese durch Calvin war dabei unverzichtbar; diejenigen, die um Prediger nachsuchten, bestanden darauf, die Genfer Pastoren nicht minder. Dieser Pastorennachwuchs hatte wie Calvin selbst häufig die Rechte studiert. Nur sieben waren Kleriker der alten Kirche gewesen. Sie wurden noch stärker als die anderen auf Herz und Nieren geprüft, zu tief saß weiterhin das Misstrauen gegenüber solchen «Überläufern». Dabei bestand der Hauptteil des regulären Exams darin, vor der versammelten compagnie des pasteurs Bibelverse auszuliegen, und zwar Wort für Wort; ausgezeichnete Kenntnisse in Latein, Griechisch und Hebräisch wurden als selbstverständlich vorausgesetzt.

Um 1562 gab es nach offizieller Zählung 2150 reformierte Gemeinden in Frankreich. Allerdings waren sie regional sehr ungleich verteilt; das Zentrum der «Hugenotten» bildeten die Provinzen Guyenne, Dauphiné,

Languedoc und Provence. Hauptverbreitungsgebiet war also der Süden mit seinen Städten. Im selben Jahr dürften drei von zwanzig Millionen Franzosen der neuen Lehre angehangen haben. Überdurchschnittlich stark war die Resonanz innerhalb der Aristokratie. Die ländlichen Schichten wurden hingegen kaum für den reformierten Glauben gewonnen.

Die Unschuldsbeteuerungen des Genfer Rats, nichts mit dieser Missionstätigkeit zu tun zu haben, mussten je länger desto unglaubwürdiger klingen. Dass Heinrich II. etwas gegen diese Pflanzstätte von Staatsfeinden unternehmen würde, schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Diese immer konkretere Bedrohung hatte schließlich ein Einlenken der Berner zur Folge. Ende Oktober 1557 erging von ihrer Seite eine erneute Einladung zu Verhandlungen über die *combourgeoisie*. Und wie sich die Großwetterlage gewandelt hatte, zeigte sich daran, dass der Vertrag – nach so vielen mühsamen Treffen ohne Annäherung – schon kurz darauf unter Dach und Fach war, und zwar ohne zeitliche Begrenzung. In einigen finanziellen Klauseln blieb das stolze Bern bessergestellt. Die politischen Bestimmungen aber waren, wie von Genf gefordert, strikt symmetrisch. Beide Städte nahmen sich wie gehabt wechselseitig als *combourgeois*, als «Mitbürger», auf und verpflichteten sich, Rechte, Ehre und Nutzen des Verbündeten so zu wahren, als ginge es um eigene Interessen. In diesem Geist waren auch die übrigen Kernbestimmungen gehalten: Hilfe im Krieg, und zwar jeweils auf Verlangen, Durchmarschrechte, Ausschluss der wechselseitigen Feinde und, in weiser Voraussicht, die Festlegung eines Schiedsgerichts durch die «*superarbitres*» von Basel, die sich aus Genfer Sicht so hervorragend bewährt hatten. Nach der feierlichen Beschwörung des Abkommens waren an der Rhone öffentliche Dankes- und Freudenbekundungen angesagt. Als Symbole der Blüte, die der Herr seiner Stadt angedeihen ließ, wurden innerhalb der Mauern Linden, Ulmen und Nussbäume gepflanzt: religiös-politische Staatspropaganda, die jetzt jeden Erfolg als Zeichen des Himmels auszu-deuten pflegte.

Zugleich waren die Verhandlungen über einen Anschluss an die Eidgenossenschaft weit vorangeschritten: zur geplanten Assoziation als Zugewandter Ort – mit dem Schutz durch alle regierenden Orte und entsprechenden Verpflichtungen gegenüber diesen – aber kam es am

Ende doch nicht. Trotz des erst kürzlich abgeschlossenen combourgeoisie-Vertrages setzte sich Bern weiterhin für die Rückkehr der Verbannten nach Genf ein, was die dort regierende Partei auf keinen Fall zulassen konnte. Für Spannungen war also reichlich gesorgt. Und eine weitere Quelle von Misshelligkeiten und Misstrauen war ebenfalls nicht versiegt: die Prädestination. Über sie zu predigen, hatten vier Pastoren aus Thonon nicht unterlassen mögen; von den Berner Behörden ausgewiesen, zogen sie sich nach Genf, in ihre spirituelle Heimat, zurück. Dort war guter Rat teuer. Es war nicht logisch, in Bern darum zu ersuchen, die Unterstützung der Genfer Exilierten einzustellen und gleichzeitig die von Bern Verbannten in Ehren aufzunehmen. Staatsräson sprach gegen religiöse Solidarität: ein echtes Dilemma! Doch die Pastoren predigten, dass man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen und dass, was in Genf wahr war, auch in Thonon galt. Und so geschah es. Dass sich Genf und Bern unmittelbar danach wiederum in hässliche Streitigkeiten über die immer noch wie ein Damoklesschwert über der Rhonestadt hängende Entschädigung der Verbannten verwickelten, verwundert nicht.

Selbst zu Wasser gab es jetzt Streit. Genf beanspruchte die Hälfte des Sees, so weit sich sein Landgebiet erstreckte, Bern das gesamte Becken. Und wiederum gestalteten sich die Unterhandlungen langwierig und mühsam. Dissens kam auch im Innern auf. In der italienischen Gemeinde Genfs wurden Meinungen laut, die an Servet gemahnten: Gottvater allein sei Schöpfer der Welt und ewig, Christus habe das göttliche Wesen und die Ewigkeit nur vom Vater erhalten. Sechs Jahre nach dem Feuertod des Spaniers überrascht dieser Mut zum Bekenntnis gegen die Trinität. Allerdings hielt er nicht an. Der fast sicheren Todesstrafe entging Valentino Gentile, das Haupt dieser Unitarier-Gruppe, durch eine Bekehrung, die überzeugend gewirkt haben muss, sich binnen Kurzem allerdings als rein taktisch erwies. Nach öffentlicher Abschwörung und Ausweisung nahm Gentile die Lehre seiner antitrinitarischen Doktrin wieder auf, um diese nach einem Konflikt mit den Berner Behörden erneut zu widerrufen.

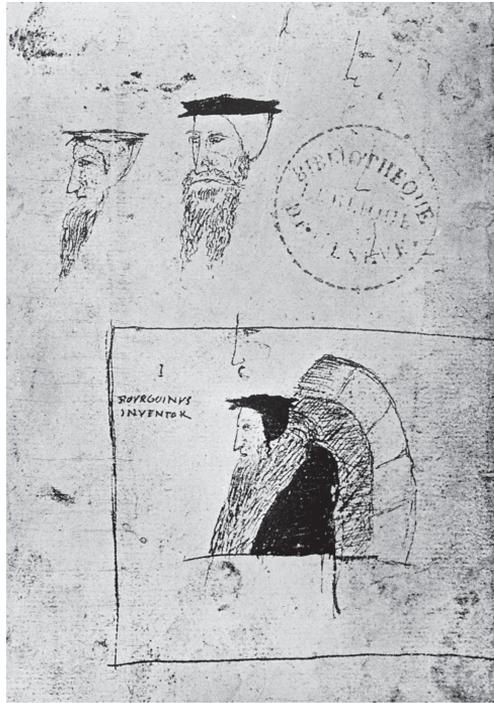
Gegen solche Grenzüberschreitungen im Glauben gab es für Calvin nur ein probates Mittel: Schule und Unterricht. Die Einrichtung theolo-



Theodor Beza im Alter von 86 Jahren. Die Unterschiede zum Altersbildnis seines Vorgängers Calvin (vgl. Seite 154) stechen ins Auge: Beza wirkt milder und versöhnlicher. Er ist als Verwalter und Bewahrer einer gesicherten Wahrheit gemalt, nicht wie Calvin als strenger Lehrmeister. Das Wappen links oben verweist auf Bezas adelige Abkunft. Unbekannter französischer Maler; Bibliothèque publique et universitaire, Genf.

gischer Bildungsstätten war eine Forderung der Zeit, wie sie auch von katholischer Seite auf dem Konzil von Trient erhoben und verwirklicht wurde. Eine solche Eliteschule war umso dringlicher erforderlich, als sich Genf im Laufe seiner Geschichte kulturell nicht sonderlich profiliert, ja in dieser Hinsicht unter einem regelrechten Unterlegenheits-Komplex gelitten hatte. Jetzt aber strömten nicht nur Franzosen, sondern auch Schotten, Niederländer und Spanier in immer größerer Zahl nach Genf, um dort Theologie zu studieren. Der Bildungssektor bedurfte daher einer umfassenden Neuregelung. Ihr Ergebnis war die Genfer Akademie, die am 5. Juni 1559 feierlich eröffnet wurde. Sie zählte vorerst sieben Klassen, die von drei Lektoren unterwiesen wurden, jeweils einem für Hebräisch, Griechisch und Philosophie. Die wichtigsten Unterrichtsstunden in Theologie erteilte Calvin selbst, unterstützt von seinem treuen Famulus Theodor Beza (de Bèze), dem ersten Rektor der neuen Schule. Beza entstammte burgundischem Adel und hatte sich als

Was man während der Vorlesung nicht alles zu Papier bringen kann: Statt eifrig mitzuschreiben, zeichnete der Student Jacques Bourgoing seinen Lehrer Calvin. Heraus kam eine Mehrfach-Ansicht, hart an der Grenze zur Karikatur. Musée d'Art et d'Histoire, Genf.



Humanist einen Namen gemacht. Aufgrund seiner Abkunft und Weltläufigkeit war er, theologisch ganz und gar auf der Linie Calvins, dessen idealer Emissär zur französischen Hocharistokratie, aus deren Kreisen sich immer mehr Familien dem reformierten Glauben zuzuwenden begannen. Diese Ausstrahlung wurde durch die von Beza geleitete Genfer Akademie machtvoll verstärkt. Sie wurde binnen Kurzem zu einem der führenden Bildungsinstitute Europas; ihrem Prestige kam in der reformierten Welt vorerst keine andere Einrichtung gleich.

Der Ertrag dieser Pflanzstätte war für die Zukunft berechnet. Für die Gegenwart wurden jetzt immer rigorosere Sittenmandate dekretiert, die das Verhalten im Alltag grundlegend umgestalten sollten: die schwierigste aller Revolutionen. Ins Visier gerieten den Moralreformern um Calvin erneut die so vielen Genfern ans Herz gewachsenen Familienfeste. Minutiös wurde jetzt vorgeschrieben, was auf einer Hochzeitsfeier und speziell auf deren Tafel maximal erlaubt war: drei Gedecke zu höchst-

tens vier Tellern, allesamt nicht sonderlich opulent, nur das Obst war frei. Dazu musste unauffällige Kleidung getragen werden, üppiger Schmuck, gar aus Gold, war verpönt. Ausnahmen wurden nicht mehr geduldet. Als die führenden Justizbeamten beim Bankett, das sie traditionsgemäß für die Senatoren ausrichteten, dieses Maß überschritten, mussten auch sie die fällige Geldbuße entrichten. Das damit statuierte Exempel sollte sinnfällig machen, dass vor dem Gesetz Gottes alle gleich waren.

Der Rigorismus im Alltag sollte Gottes Hilfe herbeirufen, die dringender denn je benötigt wurde. Spanien und Frankreich nämlich legten 1559 im Vertrag von Cateau-Cambrésis ihre Streitigkeiten bei, die Europa über ein halbes Jahrhundert lang in Atem gehalten hatten. Und der Staat der Herzöge von Savoyen wurde wiederhergestellt, im Piemont wie im Alpenraum. In Genf hatte die Einigung der Großmächte zur Folge, dass man vorsichtshalber die Wälle ausbesserte und neue Kanonen goss. Im Juni 1559 schließlich spitzte sich die Lage zu. Heinrich II. intensivierte nochmals die Verfolgung der Reformierten in seinem Königreich und schien im Begriff, gegen die «infizierte Stadt» an der Rhone zu marschieren.

Ja, er schwor, dass er Genf dem Erdboden gleich machen würde, das sich daraufhin durch Gebete und dauernde Ermahnungen der Pastoren Gott anheimstellte. Da aber kam die Hand Gottes, wahrhaft denkwürdig für unsere Zeit, Seiner Stadt zur Hilfe. Denn der König wurde auf dem Hochzeitsfest seiner Tochter, die dem König von Spanien in die Ehe gegeben wurde, beim Turnier von einem seiner Edelleute, den er zum dritten Mal herausgefordert hatte, durch einen Lanzenstich ins Auge so schwer verletzt, dass ihm die Ärzte nicht mehr helfen konnten.⁴³

Alles an diesem elenden Sterben war für den Chronisten Roset bedeutsam. Genf hatte die aufwendigen Hochzeitsfeiern abgeschafft – sein Todfeind kam bei einer exzessiven Prunkentfaltung aus eben diesem Anlass ums Leben. Zudem hatte der König, von Hochmut getrieben, seine Niederlage im ritterlichen Spiel nicht hinnehmen wollen. Und natürlich gab es auch dazu die passende Auslegung. Calvin in einer Predigt über den 46. Psalm:

In erster Linie zeigt uns der Prophet, dass es nicht ohne den Rat Gottes zugeht, wenn sich die Könige erheben und die Kriege beginnen. So sehr die Menschen auch toben mögen, ohne dass Gott es zulässt, können sie keinen Finger bewegen. Er hält nicht nur ihre Hände gebunden, nein, nicht einen einzigen Gedanken können sie ohne seinen Willen fassen. Wenn wir also sehen, dass sich alles gegen uns erhebt, so seien wir uns wohl bewusst, dass Gott über allem herrscht ...⁴⁴

Gott schützt seine Stadt und züchtigt ihre Feinde – dies wurde von nun an das Leitmotiv der Predigten.

Durch den königlichen Unfalltod traten Risse im Herrschaftsgefüge Frankreichs hervor, welche die energische Politik des Monarchen und sein glänzender Hof bislang verdeckt hatten. Seit der Regierungszeit Franz' I. fühlten sich die einflussreichen Kreise des höchsten Geburtsadels zunehmend zurückgedrängt. Eine Ursache ihrer Unzufriedenheit war der Verkauf von wichtigen Ämtern in Verwaltung, Finanz und Justiz an reiche Stadtbürger, die dadurch in den Adel aufstiegen. Den größten Unwillen aber erregte das Bestreben des königlichen Rates, immer mehr Kompetenzen an die Zentrale zu ziehen und traditionelle Vorrechte des Adels einzuschränken. Vor diesem Hintergrund tiefgreifender Zerwürfnisse zwischen Monarchie und Aristokratie gewann das Bekenntnis zur reformierten Religion Züge einer politischen Opposition. Darüber hinaus traf Calvins Lehre, dass die nachgeordneten Obrigkeiten das Volk gegen die Befehle eines tyrannischen Herrschers zu schützen hätten, bei ihnen auf offene Ohren. Und auch seine Prädestinationslehre kam dem Selbstverständnis der Aristokratie als von Gott bestimmter Führungsschicht entgegen.